

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 18

Artikel: Die Barettiltochter [Fortsetzung]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574296>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Allerlei Sport: Fechten.

— ❧ Die Barettsktochter. ❧ —

Novelle von Jakob Böhart, Zürich.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

„Wie verwerflich! wie unwürdig!“ rief Julia, ihrem Vater die Schnur, mit der seine Finger spielten, entreißend und sie mit Abscheu in einen Winkel schleudernd. In dem Augenblicke wurde die Hausglocke gezogen.

„Das wird Walthard sein!“ rief der alte Heidek, von seinem Sockel ratlos auffahrend. „Er wird seine Antwort holen wollen; reich’ ihm die Hand! Thu’s, thu’s mein Kind, und nimm so alle Sorgen von deines Vaters Haupt und alles Elend von unserem Hause!“

Man hörte die alte Anne unten die Thüre öffnen, dann klangen Schritte im Gange und die Treppe empor.

„Er ist’s, wirf das Besinnen von dir und“

„Ich kann nicht!“ sagte Julia und floh in ihr Zimmer, die Thüre verriegelnd.

Walthards Besuch war kurz; bald hörte Julia seine Schritte wieder auf der Treppe und die dünne zitternde Stimme ihres Vaters, die dem Scheidenden die fast lustig klingenden Worte nachrief: „A demain, à demain, mein Lieber! Gedulde dich bis morgen früh, da sollst du mich in allen Rüsten finden und große Augen machen und denken: „Das hätte ich dem alten Kerl doch nicht zugetraut!“ Gute Nacht!“

Unten schlug die Thüre dumpf ins Schloß; Julia überkam es wie Freude, sie hatte sich gerettet, der Feind zog ab. Sie hörte ihren Vater ein-, zweimal auf die Klinke ihrer Thüre drücken, sie streckte die Hand aus, um ihm zu öffnen, ließ aber den Arm sinken und warf sich auf einen Divan.

War der nebenan ihr Vater? War er noch der nämliche wie gestern? Der erste große Zwiespalt zwischen ihnen war in ihr Herz gebrochen, wie eine Lawine in den Wald, alles niederreißend und zermalmend. Sie suchte das Bild, das sie von ihm in sich trug; es war verzerrt. In das einst klare Auge war etwas Garstiges

gekommen und selbst das Silberhaar auf seinem Scheitel, das ihr eben noch makellos und ehrwürdig erschienen, fand sie nun unecht, eine Perrücke, die etwas Häßliches zudecken mußte.

Sie suchte sich der quälenden Gedanken und Bilder zu erwehren; sie blieben. Er hatte sie opfern wollen, das Kind um des Namens willen, sein Blut dem Scheine zu lieb: sie würde ihn nimmer mehr achten können. Sie sprach das Wort „Vater“ für sich aus und schauderte zusammen. Sie hatte keinen Vater mehr, sie fühlte es und die Thränen rieselten ihr heiß über die Wangen. „Oh, der Schmerz, einen Vater noch bei Lebzeiten beweinen zu müssen!“

Sie kleidete sich aus und legte sich nieder. Schlaf fand sie nicht, das Blut flog ihr brausend durch den Kopf und mit dem Blut all die Bilder des erregten Tages: die Flucht vor Walthard, die Waldlichtung und der Teich und die Ansel in ihrer Liebesfreude; die Kränze, die sie, des Geliebten harrend, gewunden und das Knacken des Astes, das ihr sein Nahen verriet; die Arme, die sich um sie legten und der Kuß, der ihr Herz beseligte. Dann die Zweifel, die ihrer Liebe zusetzten, die Rückkehr durch den dunkelnden Forst und das Abendrot am Waldrand, in dessen Blut das Bild ihres Geliebten verblaßte. Und auf einer Bank, lichtumflossen und selber düster, eine gebrochene Gestalt, die verkörperte Herzensnot, die auf sie harnte und sie nach Hause begleitete, um ihr den Vater zu erwürgen.

Ihr war, sie liege auf glühenden Kohlen und sie wand sich vor Schmerz in den heißen Tüchern.

Mitternacht mochte lange vorüber sein. Sie erhob sich mit dem tiefen Bedürfnis, etwas Himmel, ein Flitterchen Sternenlicht zu sehen und lehnte die brennende Stirne an die kühle Fensterscheibe. An der Mauer des gegenüberliegenden Hauses gewahrte sie einen Licht-

schein; der mußte aus ihres Vaters Zimmer kommen, er wachte also noch beim Lichte der Ampel. Da erinnerte sie sich daran, wie gut sie sich sonst verstanden, wie ihr Wille immer der seine und seine Freude stets ihre Lust gewesen, und es betäubte sie nun, daß sie es unterlassen hatte, ihm eine gute Nacht zu wünschen; zum ersten Mal hatte sie sich niedergelegt, ohne ihn geküßt zu haben. Hat sie recht in ihrem Grolle? Die Sehnsucht ergriff sie, sich mit ihm auszuföhnen und das zerrissene Band wieder zu knüpfen, so gut es ginge. Sie warf sich in einen Rock, um hinüberzugehen, ihm die Hand zu reichen, ehrlich und grad, und sich dann wieder schlafen zu legen und alles Böse und Häßliche zu vergessen.

Troh dieses Entschlusses näherte sie sich der Thüre und öffnete leise. Eine beklemmende Luft und ein trüber unheimlicher Schein kamen ihr entgegen, die Ampel ging zur Reige und füllte den Raum mit rußigem Licht.

Julia fand den Vater nicht an seinem gewöhnlichen Plage; erst als sie ganz in das Zimmer getreten war, entdeckte sie ihn über den Tisch weg. Er saß auf dem Boden in sich zusammengesunken, mit dem Rücken an die Thüre gelehnt, die ins Empfangszimmer führte, sein Kopf war auf die Brust geneigt und die Hände gefaltet wie zum Gebet.

Julia wurde angst. Warum saß er am Boden? War er tot? Sie eilte auf ihn zu und gewahrte nun etwas Schwarzes, das vom Thürpfosten auf seinen Nacken herunterhing: es war die schwarze Schnur Richard Manuela.

Das Mädchen begriff alles; der arme Mann hatte sich einen Galgen zurecht gemacht, indem er eine Schraube oben in das Thürgerüst bohrte. Mit einem Schrei des Entsetzens warf sie sich auf ihn, fürchtend ihn kalt zu finden. Er aber rührte sich und blickte starr um sich und, seine Tochter erkennend, sagte er in jämmerlichem

Tone: „Ich habe es nicht vermocht, ich elender Feigling habe es nicht vermocht. Und doch hatte ich fest beschloffen, dir zu folgen, guter Richard. Aber Gines habe ich nun gelernt: man muß bei dergleichen Dingen nicht beten wollen! Ich sprach mein Abendgebet und meinte, ein guter Spruch könnte auch im Sterben nichts schaden, denn man weiß ja nicht, wie es drüben aussieht, und wie ich betete, wurde ich feig und überließ mich dem nächtlichen Schlaf statt dem ewigen. Oh, ich Hasenherz!“

Julia richtete ihn empor und umklammerte ihn krampfhaft. Es grauste ihr, und doch konnte sie die Arme nicht von ihm lassen, aus Furcht, er möchte sich der schwarzen Schnur wieder nähern und sie sich um den Hals legen. Sie tabelte sein Sinnen und Beginnen mit begütigenden Worten, wie man ein schuldiges Kind scheltend aufrichtet, und suchte ihn wieder zum Leben zu ermuntern.

Er aber starrte mit seinen glanzlosen Augen ins Leere und sagte klanglos: „Oh, hätte ich es nur vollbracht! Ich kann den Kampf mit dem Leben nicht mehr aufnehmen, wie du es meinst, ich bin zu schwach, zu feig! Es ist mir, ich stehe in einer ekligen Drachenhöhle, links und rechts, vor und hinter mir glozen böse Augen, gähnen gefräßige Rachen, glänzenden grausame Zähne und lassen mein Blut erstarren bis ins Herz. Wer möchte so leben! Noch ein paar Tage und alle Welt weiß,

wie es mit mir steht, und dann muß ich den Bettelgang antreten, bei meiner Junft einen Schlupfwinkel suchen für mich und mein armes Kind! Denn des Blinden Güte genießen kann ich nun nicht mehr, seit du seinen Sohn von dir gewiesen. Oh, daß ich es nicht vermochte! Denn ich werde es ja doch noch thun müssen: die Schnur ist mir die liebere Wahl, als das Geschwätz und Gezischel, der heimliche Hohn und die öffentliche Schande!“

Julia hörte ihm zu und es war ihr, der eintönige,



Illustration Sport: Jagen.

traurige Mund sei eine Totenglocke, die Totenglocke ihres Glückes und ihrer Freiheit. ‚Er gab dir das Leben, gib es ihm zurück,‘ dachte sie, und als er schwieg, drückte sie ihre Lippen auf seine Stirne, obgleich es sie Ueberwindung kostete, und sagte: ‚Lebe wieder, Vater, lebe mir zu lieb. Denn begingest du die unselige That, machtest du mich für mein ganzes Leben elend, ich käme mir vor wie deine Mörderin. Helle dein Gemüt auf, ich will Walthard heiraten.‘

‚Und wenn du mit ihm nicht glücklich wirst?‘

‚Ich werde mit ihm nicht unglücklicher werden, als wenn du laß mich die Schnur dort herunternehmen, sie sieht so garstig aus.‘

Sie löste die Schnur von der Schraube, zerschnitt sie mit der Papierschere des Vaters und warf die Stücke zum Fenster hinaus in die dunkle Nacht. Der Alte sah ihr schweigend zu und es war, wie wenn das Verschwinden der Schnur ihn erleichterte.

‚So willst du Walthard die Hand reichen? Möge dich der Himmel segnen, du gutes Kind! Aber sieh, besser wäre es doch gewesen, ich hätte Mein Leben ist mir nichts mehr, dir muß deines noch viel sein‘

‚Sprich nicht mehr davon, Vater, das Unglück, das ich wählte, ist das kleinere.‘

Sie blieb bei ihm bis gegen Morgen und suchte ihm Lebensmut einzulößen, und als bei Tagesgrauen, des Kämpfens und Wehrens und Klagens müde, er sich bewegen ließ, seine Lagerstätte aufzusuchen, setzte sie sich vor seine Kammerthüre mit wachsamem Ohre, fürchtend, die schwarze Versuchung möchte noch einmal über ihn herfallen. Aber er schlief bald ein, seine Kräfte und sein Wille waren abgehört und hätten zur Selbstvernichtung nicht mehr ausgereicht. Der alte Heibel schlief bis 9 Uhr; als er aus seiner Kammer trat, kam ihm sein Kind entgegen, bereit, die Schatten und Sorgen, die sich beim Erwachen wieder eingestellt hatten, zu verschrecken.

‚In einer Viertelstunde kann Walthard hier sein,‘ sagte Heibel, als er mit seiner Tochter beim Frühstück saß, ohne daß eines von beiden einen Bissen zu sich nahm, ‚was soll ich ihm von dir melden?‘

‚Ich gab dir meine Antwort in der Nacht.‘

‚Und du bleibst dabei?‘

‚Sie war ernst gemeint.‘

Er erhob sich, beugte sich über sie und drückte seine Lippen auf ihre zurückschaudernde Stirne. ‚Mutterin

meiner Ehre, sei gesegnet! Es ist Karfreitag, mich aber dünkt, es sei schon Ostern.‘ Sprach's, strich sich Butter auf ein Stück Brot und begann zu essen. Zwischen zwei Bissen hob er wieder an: ‚Und gelt, ich darf ihm berichten, du thust es freiwillig und — gern.‘

‚Sag' einfach, ich thue es.‘

‚Und du verschweigst, wie es . . . was ich . . . ? Du versprichst mir, daß . . .‘

‚Was diese Nacht geschah, ist begraben, so gut wie begraben; sei ruhig.‘

Nun aß der Alte munter und getrost und trank mit Wohlgefallen seine Tasse Kaffee; er war kaum zu Ende, als Walthard gemeldet wurde.

‚Willst du es ihm selber sagen, Kind, Braut, Frau Rat?‘

Julia hatte sich vorgenommen, dem Freier entgegenzutreten, aber, ihren Vater auf einmal wieder so aufgeräumt, so unverzeihlich wohlgelaunt sehend, konnte

oder wollte sie ihren Vorfaß nicht ausführen. Sie gab dem Alten mit der Hand ein Zeichen, er möchte alles selber besorgen. Er versuchte das bleiche Gesicht zu einem Lächeln zu verziehen und trat in das Empfangszimmer.

Sie sah noch, wie er beide Arme ausstreckte, und vernahm Walthards tiefe Stimme: ‚Sie willigt ein, ich sehe es euch an, sie ist mein, oh, ich Glücklicher! Ich Glückseliger!‘

‚Sein! sein! Oh, ich Glende!‘ schluchzte Julia; sie sank auf einen Stuhl und erstickte das Stöhnen in den



Merkei Sport: Fischen.

Händen. Das war für sie ein schwerer Karfreitag, ein Tag der Aufopferung und des Kreuzes.

Im Empfangszimmer war Jubel. „Ja, freilich will sie dich, Herzensjunge, freilich will sie dir die Hand reichen! Ich solle es dir melden, sagte sie! Und eins hat sie mir auch noch gestanden: sie hat dich in früheren Jahren schon geliebt! Aber thu', als wüßtest du nichts davon!“

Walthard umschlang den Alten mit den Armen: „Wie soll ich's euch danken, guter Mann, Vater meiner Julia, mein Vater! Oh, ich will sie glücklich machen! Seht, ich möchte für sie das Leben lassen, nur damit sie sähe, wie gut ich ihr bin. Aber wo bleibt sie? Darf ich vor sie treten?“

„Es ist etwas zu früh, wir haben gestern bis spät gewacht und heute lange geschlafen! Du mußt dich etwas gedulden, Junge! Genügt es dir nicht, wenn ich dir sage, daß sie will?“

„Wohl sehne ich mich nach ihr; aber was ist mir jetzt die Zeit? Ich bin wie der Schiffer im Hafen, wenn die Anker geworfen sind; ich bin wie ein ruheloser Geist, der endlich Erlösung gefunden!“

„Ei, ei! nur nicht so überschwänglich! So freilich flackert meine Julia nicht!“

„Jetzt nicht, aber der Tag wird kommen, da sie mir zugethan ist, wie ich ihr! Ich traue meiner Liebe alles, alles zu! Aber ihr seid bleich, guter Vater! Was ist euch?“

„Nichts, mein Junge! ich sagte dir ja, wir haben lange gewacht, es war ein lieber Freund bei uns auf Besuch, da hat mir der Wein geschmeckt und nun spürt ihn der alte Kerl in den Knochen! Ja, wer noch jung wäre, wer noch jung wäre! Da hat das Leben noch schöne Augenblicke! Doch ich vergaß bald die Hauptsache: Um 11 Uhr rufen die Glocken ins Rathhaus zu den Wahlen, ich darf nicht mehr säumen, wenn mein künftiger Schwiegersohn heute Großrat werden soll. Warte hier einen Augenblick, daß ich meiner Tochter Lebenswohl sage!“

„Grüßt sie mir und bringt ihr meinen Dank: ich thät' es lieber selber. Und bringt ihr auch das als Andenken an diesen frohen Tag.“

Er zog eine herrliche Perlenkette aus der Busentasche und überreichte sie dem Alten. Der sah sie mit unruhigen Augen an und sagte: „Ei, wie geschmackvoll! wie kostbar! ein ganzes Vermögen!“ Bei sich aber dachte er: „Weiß er denn nicht, daß Perlen Thränen bedeuten? Wie konnte er nur auf den Einfall geraten! Ich werde mich hüten, sie ihr zu geben.“ Und er steckte die Kette, ehe er vor Julia trat, in die Tasche.

Bald darauf schritten die beiden Männer davon, der eine hoch aufgerichtet, die Freude im Herzen und

auf dem Antlitz, der andere ein Bild der Zerrüttung und geschwägiger Charakterlosigkeit.

Julia in ihrer Kammer kniete vor dem Bilde ihrer Mutter und suchte Trost und Kraft.

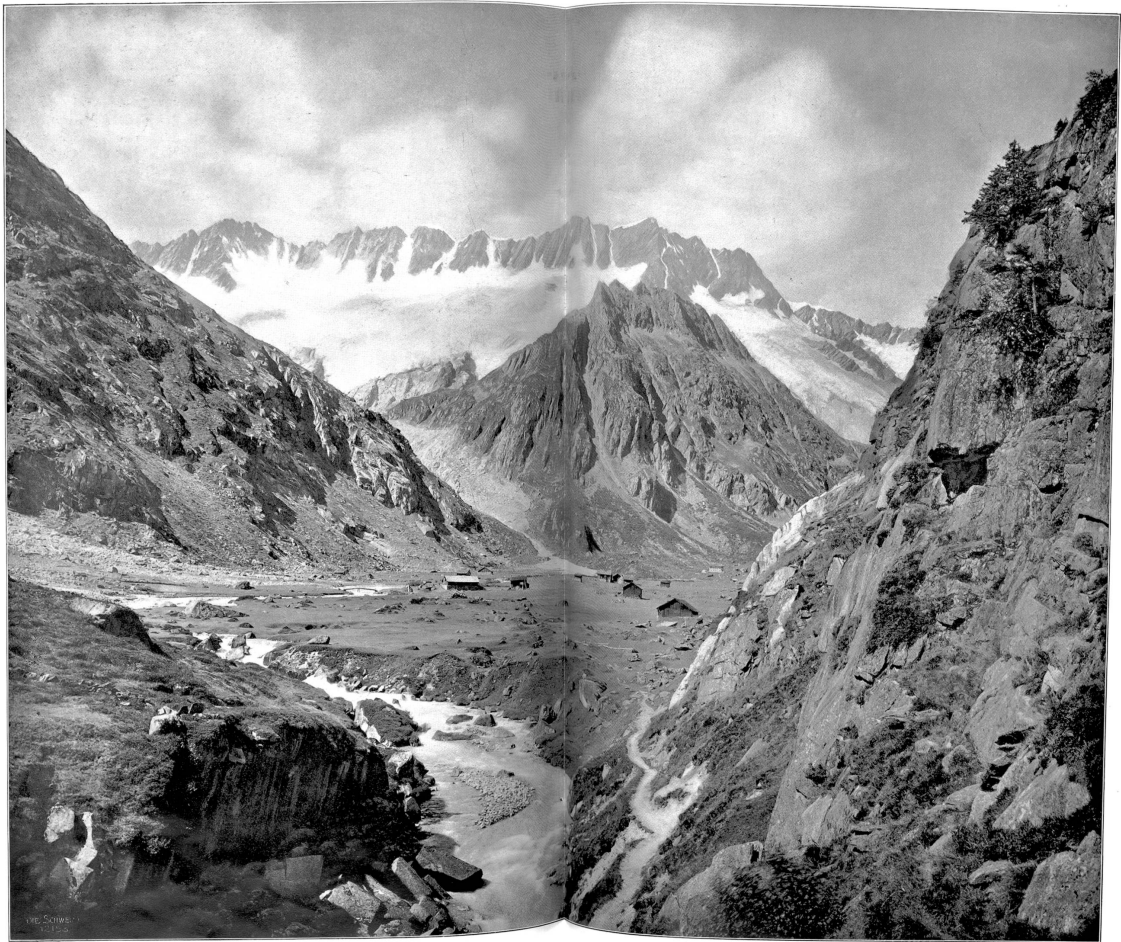
V.

Die Dämmerung legte sich auf die Wiese im Walde, wo Fürspreh Kessler mit Ludwig Snell und Georg Büchner saß. Der Erzähler erhob sich und sagte: „Es wird spät und schon sinkt der Tau zur Erde, ich denke, wir kehren allgemach nach der Stadt zurück.“

„Ich trenne mich ungern von dieser Stätte,“ entgegnete Büchner, „warten wir hier die Nacht ab! Es muß ein schöner Anblick sein, wenn sie einen Flor um den andern zwischen uns und den Baumkronen herabsenkt, bis alle Formen ineinander zerfließen und der Wasserpiegel vor uns erblindet, dafür aber der Himmel wieder sehend wird und uns das Licht von tausend Augen nieder sendet. Dämmerung und Nacht scheinen mir auch zu dem zu stimmen, was Sie uns noch zu erzählen haben, Herr Kessler. Denn ich kann mir nicht denken, daß Sonnenschein Julias und Walthards Lebenspfad erheitern werde. Geht ihnen ein bescheidenes Sternlicht auf, müssen sie Gott danken.“

„Ich werde nichts verraten, verehrter Freund,“ erwiderte Kessler lächelnd, indem er sich wieder setzte; „das freilich kann ich vorwegnehmen, daß in den Tagen, von denen ich nun zu sprechen habe, die Nacht sich an meine Vaterstadt heranschlich und in den Falten der Nacht Unheil, Demütigung und Schmach. Immer mißtrauischer und feindseliger blickten die Franken nach unserem kleinen Gemeinwesen und immer lusterner nach unserem Staatschatz, und warteten nur die günstige Zeit ab, um sich auf uns zu stürzen, wie der Tiger auf seinen Raub. Doch ich will die Ereignisse ordentlich erzählen, jedes an seinem Platze, den Blick weniger auf das Allgemeine als auf das Besondere gerichtet, wie es meine Familiengeschichte verlangt.“

Als am Wahltag der alte Heidek und Walthard durch die Marktgasse schritten, waren sie zu sehr mit sich selber beschäftigt, um Augen für das zu haben, was um sie vorging. So sahen sie auch den Mann nicht, der an der Ecke eines Seitengäßchens in der Nähe von Heideks Haus lauend stand und sich bei ihrem Nahen etwas zurückzog. Es war Dietbert. Der Maulwurf hatte ihm am Abend vorher Himmel und Hölle vorgestellt und ihn beschworen, die Blicke nicht zu unerlaubten Dingen zu erheben. Unternehme einer solches, so ziehe der Satan gleich sein Notizbüchlein hervor und probiere seine Fledermausflügel; die Engelein dagegen klappen ihre Schwingen traurig auf dem Rücken zu-



Die Göschenalp und der Dammagletscher.
Phot. Gähler, Imst/Innsbruck.



»BETTAGSLIED«

Allmächtiger! Heut kniet ein Volk vor Dir,
Das Du geleitet hast auf guten Wegen.
In Freiheit, Glück und Frieden leben wir,
Sib uns, o Gott, auch ferner Deinen Segen!
Des Feldes Früchte reifen und der Wein,
O laß auch unsre Seelen reifer werden!
Du kannst es, Schöpfer, denn die Macht ist Dein,
Und Dein ist alles, alles hier auf Erden:
Beschütze Du mit treuer Vaterhand
Das Recht, die Freiheit und das Vaterland.

Wo Deine Liebe nicht die Herzen weicht,
Der Wahrheit und dem Guten still zu dienen,
Da seh'n wir Haß und Ungerechtigkeit,
Und Brudermord und rauchende Ruinen —
Der Starke blickt mit Gier nach fremdem Gut,
Die rohe Faust — sie schlägt den Schwachen nieder,
Lösch' aus, o Herr, des alten Hasses Glut,
Dann blüht das Glück für alle Völker wieder.
Beschütze Du mit treuer Vaterhand
Die Freiheit und das Recht in jedem Land.

Von ferne blinkt der firnen Silberlicht
Hernieder auf die herbftlich stillen Gauen,
Wir knie'n und fleh'n: O Herr! Verlaß uns nicht!
Du bist die Kraft, auf die wir fest vertrauen!
Was fühlt und denkt, das sehnet sich nach Dir
Und strebt nur Dir, dem Lebensquell entgegen.
für Deine Huld und Liebe danken wir!
Sib uns, o Gott, auch ferner Deinen Segen
Und schütze stets mit treuer Vaterhand
Das Recht, die Freiheit und das Vaterland.

16. Sept. 1900.

Johannes Stauffacher, St. Gallen.

sammen und stecken die Flöten, mit denen sie bei frohen Geschehnissen liebliche Musik anheben, in das Futteral. Früher oder später aber walte der Donner Gottes seines richtenden Amtes und verstehe keinen Spaß.

Dietbert gab nicht viel auf die Sprüche des Maulwurfs; er hielt seine Sache noch nicht für verloren, oder richtiger gesagt: wie er am Waldbrand nicht den Mut besessen, Julia mannhaft an sich zu reißen, so fehlte ihm jetzt die Kraft, von einem Tage zum andern ihr zu entsagen und Träume zu vergessen, die er lange und liebevoll gehätschelt hatte, obschon er nie zuversichtlich an deren Verwirklichung geglaubt.

Wie er Walthard an Heideks Seite dahinschreiten sah, heiter und erhobenen Hauptes, da wußte er, daß das Spiel verloren war und es fing an in ihm zu kochen. Sein erster Haß galt Julia; gestern hatte sie ihn geküßt und heute vielleicht schon den andern! Er wollte in ihr Haus dringen und ihr sein Pfui! ins Gesicht schleudern. Aber es blieb beim Voratz und sein Groll wendete sich bald gegen den glücklichen Nebenbuhler. Wie er rachebrütend an der Ecke der Gasse stand und den beiden giftige Blicke nachschob, und die Fäuste im Sack ballte, klopfte ihm jemand auf die Schulter. „Ei, ihr schaut nicht eben vergnügt drein!“

Dietbert wandte sich um und erkannte den langen Bischer; das reizte seinen Unmut noch mehr, denn er mochte den anmaßlichen Junker nicht leiden.

„Was kümmerst's euch!“ gab er kurz zurück.

„Ich will ja den Grund eures Aergers nicht vernehmen, den kenne ich wohl! Macht mit mir ein paar Schritte, es soll euch nicht gereuen.“ Und er zog den Unentschlossenen mit sich.

„Wir sind in der gleichen Lage, Dietbert; ich will offen sein: seht, das nämliche Mädchen hat uns beiden eine Nase gedreht, und derselbe Lumpenkerl hat uns ausgestochen. Wir müssen uns zusammenthun und auf gemeinsame Rache sinnen.“

Der Gerber sah den langen Bischer von der Seite an, nicht wissend, was er von dessen Rede halten sollte.

„Ihr traut mir nicht und thut Unrecht daran; zwei ersinnen mehr als einer.“

„Ich brauche euch nicht zu meiner Rache!“

„Um so besser! Nun, wir werden ja sehen, lebt wohl! Eines jedoch will ich euch gegen euern Willen sagen: Gelegenheit zu einem Streich wird sich am Ostermontag bieten, da ziehen, wie ihr wißt, die Ratsherren, neue und alte, in feierlichem Zuge durch die Stadt und nachher gibt's große Lustbarkeit, in der manches sonst Unerlaubte gestattet ist, das ist die rechte Gelegenheit...“

„Ich brauche euern Rat nicht!“

An den Ostermontag hatte Dietbert schon gedacht; ja, da wollte er etwas Unerhörtes vollbringen. Er

ging nach Hause, musterte die Kneife, die zum Zerschneiden des Leders verwendet wurden, und wählte einen langen, frischgeschliffenen aus. Den schärfte er mit fiebernder Hand am Stahl, probierte ihn hierauf erst am härtesten Leder, dann an einem Haar, das er sich ausgezogen, und wegte ihn wieder und immer wieder, um ihn endlich in seiner Busentasche zu verstecken. So trug er ihn drei Tage mit sich.

Am Ostermontag, als die Münstererglocken zum Gottesdienste riefen, strahlte der Himmel, als hätte er dem ganzen lenzigen Lande zum Hochzeitsfeste leuchten müssen. Dietbert sah ihn nicht, den Kneif in der Tasche mischte er sich in der Kirche unter die Andächtigen, um es dort zu vollbringen, der heilige Ort sollte ihn nicht von seiner That abhalten, ja sie vielmehr noch schreckhafter erscheinen lassen. Er sah Walthard, der mit den andern Räten zugegen war, aber er fand keine Gelegenheit, sich ihm zu nähern, oder wollte keine finden, und verließ das Münster wieder, um einen günstigen Standort zu wählen. Der lange Bischer ging an ihm vorüber, streifte ihn mit dem Ellbogen und sagte leise: „Wünsch' gute Verrichtung.“

Das Wort erschreckte Dietbert, er meinte, alle Leute läsen ihm sein Vorhaben an den Augen ab und umdrängten ihn, um ihm in den Arm fallen zu können. Er suchte einen andern, lichtseueren Platz und fand keinen, der ihm geeignet schien. So irrte er planlos umher, während die Ratsherren in feierlicher Prozession unter Posaunenschall durch die Stadt und vor das Haus des neuen Schultheißen zogen. Aller Glanz des alten Bern schien nochmals aufzuleuchten, wie das Abendrot beim sinkenden Tag. In den Gassen drängte sich das Volk aus Stadt und Land, im Sonntagsstaat, mit Sträußen von Frühlingsblumen an Brust und Hut und mit Sonnenschein auf den Gesichtern. Die Ratsherren schritten gemessen einher, an ihrer Seite blinkte der Degen, über die schwarze Amtstracht hatten sie den kostbaren seidnen Mantel geworfen und auf dem Haupte trugen sie das samtene Barett, um das schwere Goldketten gewunden waren, oder an dem Diamanten im Richte funkelten, wie kleine vielfarbige Sonnen.

Vom Fenster seines Hauses aus entließ der Schultheiß die Ratsherren, für das Geleit dankend. Dann begann die eigentliche Lustbarkeit für das Volk. Das wälzte sich zum Unterthor hinaus auf eine Wiese, wo das Spiel von Wilhelm dem Tellern mit ergötzlichen Worten und Geberden aufgeführt wurde, und wo die Sennen aus dem Emmenthal und dem Oberland ihre Kraft und Gewandtheit im Schwingen und Steinstoßen zeigten.

Gegen Abend kehrte das Leben wieder in die Stadt zurück, die Zünfte hielten ihre Umzüge. Die Metzger-

gesellen führten in alten Schweizertrachten vor den Häusern der Ratsherren Schwerttänze auf; die Küfer, vom Weingott angeführt, trugen ein Faß einher und umsprangen es in ausgelassener Lust; die Schneider schritten in den Moden aller Zeiten durch die Gassen mit riesigen Scheren, Bügeleisen und Meßstöcken; der leichteste wurde auf einem Tische einhergetragen; er saß in der bekannten Schneiderhaltung, in zerfertigtem Kittel und zerrissenen Pantoffeln. Blies man ihn an, so flog er herunter, so leicht war er. Die Kunden brachten ihm Tuch; waren sie fort, so prüfte er es, schnitt sich schmunzelnd ein Stück, das zu einer Weste oder Hose reichte, ab und ließ es in der ‚Hölle‘ verschwinden. Voraus ritt einer auf einem Ziegenbock und ließ von Zeit zu Zeit ein mächtiges Mä-ä-ä erschallen, in das alle andern und die ganze zuschauende Menge einstimmten, so daß des Gemeckers kein Ende wurde und die Stadt erklang wie ein ungeheurer Ziegenstall.

So hatte jede Zunft ihre besondere Ergötzlichkeit, und an Kurzweil war kein Mangel. Die Ratsherren belohnten die Späße mit Wein und Backwerk; ein übermütiges Wirtschaftsleben aber entfaltete sich vor den Zunfthäusern, wo die Becher bis tief in die Nacht kreisten und auch manch' Bäuerlein vom Lande auf billige Weise zu einem Rauschen kam.

Dietbert trieb die Unruhe den ganzen Tag hin und her; auf Mord hatte er den Sinn längst nicht mehr gerichtet, aber er gestand es sich nicht ein; er wollte am Abend mit dem Bewußtsein sich niederlegen, sein Nachwerk redlich betrieben zu haben, aber vom Zufall darum betrogen worden zu sein. Es rollte in seinen Adern nicht jener heiße Saft, der zu raschen Thaten treibt und einen Dolch oder Kneif beseelt, also daß er in ein Menschenleben fährt, entschlossen wie ein Wetterstrahl. So verrauschte die Festfreude des Ostermontags, ohne daß Blut darein floß; rot waren die Straßen am folgenden Morgen wohl, aber vom Wein, den unsichere Hände vergossen.

Ein paar Wochen später trafen Dietbert und der lange Wischer wieder zusammen und diesmal schlossen sie einen Bund. An Walthards Hochzeitstage sollte die Nacht ausgeführt werden; der Junker ersann den Plan und der Gerber mußte ihn ausführen.

Für Walthard hatte indessen ein Leben voller Arbeit und voller Enttäuschung begonnen. Er hatte geglaubt, es müsse nur einer im Ratssaal auftreten und das Bild der Wahrheit mit kühnen Worten heraufbeschwö-

ren, und man würde sich aufraffen, dem wachsenden Zerfall des Staatslebens Einhalt thun und der über das Juragebirge drohend ins Land hereinschauenden Gefahr sich einmütig entgegenwerfen. Aber bald machte er die Entdeckung, daß die Mehrzahl der Zweihundert blind und taub zugleich und schlaffer Seele wie entneroten Leibes waren: kein Wort und kein Bild drang in ihre Seele und kein männlicher Entschluß ging aus ihr hervor. Um das trübe Bild, das er aus den Ratsitzungen heimtrug, durch ein helleres vertreiben zu können, bildete er aus eigenen Mitteln eine Kompanie Jäger, die er unermüdlich drillte und für den Krieg tauglich machte, um im Augenblick der Not sie in den Dienst des Vaterlandes zu stellen.

Wäre es um seine Liebe wohl bestellt gewesen, er hätte den Kummer des Amtslebens leichter ertragen; aber Julia wollte ihm fremd bleiben, das fühlte er wohl. Jeden Abend begab er sich in Heideks Haus, und warb um Liebe, und täglich legte er sich mit der Gewißheit nieder: sie hat mich wieder abgeschlagen, wie man mit stählerner Waffe eine hölzerne pariert. Sie redete mit ihm immer französisch, und er merkte, daß sie es nur that, um das vertrauliche ‚du‘ schieklich umgeben zu können; nie überließ sie ihrem Bräutigam die Lippen, ja in seiner Gegenwart hatte noch kein Lächeln darauf gespielt. Sie war stets höflich, aber von jener Höflichkeit, die frieren macht.

Dennoch ließ Walthard sich nicht entmutigen; hatte er sich am Abend niedergeschlagen auf sein Lager ausgestreckt, so hauste am Morgen, wenn er erwachte, immer wieder die Hoffnung in seiner Brust und die Zuversicht. Da ging er denn im Morgenrot aus den Mauern der Stadt heraus, um in Feld oder Wald einen Strauß für die Braut zu winden; oder er ritt hinüber nach Muri und plünderte den Garten seines Landhauses dermaßen, daß Verena, die gute Wirtschaftlerin, jedesmal die Hände über dem Kopfe zusammenschlug und ausrief: ‚Aber Herr Junker, es ist gottlos, so unter den Blumen zu hausen.‘ Und war er davongeritten, so sagte sie zu sich: ‚Es hat alles Maß und Ziel, der gute Junker aber wütet im Garten, wie eine Kuh im Kraut! Verzeih' mir Gott das Wort.‘

Zu Hause angelangt, rief Walthard Berni, das Bübchen, herbei. ‚Leg ein gutes Kittelchen an und bring die Blumen Fräulein von Heidek und sag', ich lasse sie grüßen.‘

(Fortsetzung folgt).

